

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

64 (15.3.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 11

Paul Heyse — der Lyriker

(Zum hundertsten Geburtstag am 15. März)

Von Dr. Gustav Wang, G.D.S.

Gottfried Keller — eine Natur, die ganz gewiß sich nicht zu überflüssigen Lobspriechen verstand — hat einmal über die kritischen Beurteiler der Heyse'schen Lyrik mit schweizerischer Verbitterung sich also ausgesprochen: „Diese schöne, speziell künstlerische Persönlichkeit gehört zu den Erscheinungen, welche der schönsten Routine die größte Unbequemlichkeit verursachen, und von denen sich die weihelosen Konversationschriftsteller und die Unkräuter aller Art abwenden wie die Hunde von einem Glas Wein. An den ersten Wortreihen, welche ein solches Talent hören läßt, erkennen sie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poesie, und sofort wird nach einem Schlag- oder Scheltwort ausgehakt, mit welchem das Verbalte zu verpöhlen, zu isolieren gesucht wird. Da hört man dann geringlichfähige Tadelwörter wie „Formengewandtheit, glatte Verse, Gelehrtheit usw.“

Was hier ein meisterlicher Fachgenosse bereits vor Jahrzehnten ausgesprochen hat, gilt eigentlich noch bis auf den heutigen Tag!

Paul Heyse ist ein seltsames Opfer jenes Doppelglücks geworden, das ihm, wie wenigen seinesgleichen, in der Zeit seines Lebens und Schaffens zufiel: des Glückes nämlich, von frühen Tagen an bis in ein hohes Greisenalter sorgenlos sich seiner schöpferischen Tätigkeit widmen zu können, und jener Gnade des Schicksals, das ihm eine nie erschöpfende Phantasie, eine innere Gestaltensfülle von geradem unheimlichem Reichtum schenkte. Wie mancher hat ihm die aristokratische Lebensführung verargt! Und wie viele, Berufene und Unberufene, haben ihm seine Fruchtbarkeit zum Vorwurf gemacht!

Gewiß, dieser Liebling der Grazien — den wiederum seine freundschaftlich eingenommenen literarischen Parteifreunde als „Statthalter Goethes auf Erden“ begrüßten — hat außer seinen großen Romanen rund 170 Novellen und etwa 70 Dramen geschrieben! Solche Zahlen schließen bereits ein Urteil in sich! Wenn sich die Worte so leicht fügen, wenn die Verse so mühelos hinströmen wie Paul Heyse, der konnte nicht von allem Anfang bis an alles Ende auf gleicher Höhe bleiben. Wenn wir heute in ruhiger Vorurteilslosigkeit an sein Gesamtwerk herantreten, so müssen uns seine Romane, viele seiner Novellen, in denen die Problematik stärker ist als die Empfindung, und der größte Bruchteil seiner Bühnenwerke als zeitgebunden, manche auch als leichtgewichtig erscheinen, als daß sie den Anspruch auf Ewigkeitswert erheben könnten.

Aber diese schmerzhaft handlung der Vertauselung, der sich kein Schaffender entziehen kann, hat im Falle von Paul Heyse Formen der Härte oder mindestens der Gleichgültigkeit angenommen, gegen die starke Einwände berechtigt sind. Ebenjowenig wie das anscheinend so sonnenheitere Erdenleben Heyse's frei war von schwarzen Schatten tragischer Schicksale, ebenso sehr finden sich auch in den weitgedehnten Bezirken seiner künstlerischen Gebiete, in denen nicht nur muntere Versbäche leicht dahinfließen, sondern in denen auch das erhabene Nauschen heiliger Haine heimlich ist.

Wer diesen Paul Heyse kennenlernen will, der muß zu seiner Lyrik greifen (die uns z. B. seit Jahren in der von Erich Kästner eingeleiteten und feinsinnig zusammen-

gestellten Auswahl seiner Gedichte vorliegt). Er möge dann, wenn er sich hindurchgeblättert hat durch die holde Anmut der entzückenden Jugendlieder, durch die köstliche Bildkraft seiner Städte- und Landschaftsbildungen aus Italien, durch die meisterliche Sonettenkunst seiner zwölf Dichterprofile, durch die geistvolle Satire seiner Weisheitsprüche — er möge dann zuletzt, wenn er diesen Paul Heyse der Formensönlichkeit, der Sinnenfreude, der Italiensehnsucht ganz in sich aufgenommen hat, in stiller Sammlung herantreten an den Zofus der „Kindertotenlieder“!

Wohl hat diesen erschütternden Bekenntnissen eines durch den frühen Tod dreier Kinder bis in den Kern seines Wesens getroffenen Vaters die zünftige Literaturkritik aller Richtungen unbefreit einen Ehrenpreis zuerkannt, aber, wie es so oft vorkommt, das Volksbewußtsein wendet von jeher seine Gunst lieber jenen leichtbeschwingten Heyse'schen Gedichten zu, die, wie die „Mädchenlieder“ oder seine Meisterüberetzungen des spanischen und italienischen Niederbuches, auf den Schwingen unsterblicher Klänge in alle Welt hinausgefaltert sind! Was Peter Cornelius und Adolf Jensen, Johannes Brahms und Hugo Wolf nebst vielen anderen von Heyse'scher Lyrik vertont haben, daß dem Hörer oft genug die Urheberhaft Heyse's gar nicht zum Bewußtsein kommt. Der Dichter hat also in dieser Hinsicht jenen höchsten Ruhm gefunden, gleichsam wieder anonym zu werden, unterzutauhen im weiten Meer des Volksliedhaften. Um so mehr erwacht uns angeichts der „Totenlieder“, die Paul Heyse seinen Kindern Marianne, Ernst und Wilfried über das Grab nachgesungen hat, die Verpflichtung, uns dessen zu erinnern, daß diese lyrischen Kunstwerke, diese Trauerklänge, die aus tiefster Seele geströmt sind, eben denselben Paul Heyse zum Schöpfer haben, den das schnellfertige Urteil eines späteren Geschlechts abzutun pflegte als Sprachvirtuosen und Formenkünstler! Wie man Kraft mit Anmut, ernste Besinnlichkeit mit gefälliger Form zu vereinigen weiß, kann das breitere Volksurteil an jenem berühmtesten Gedicht Heyse's, dem vielfach vertonten, erkennen, das anhebt und ausklingt in den drei Zeilen:

Tulde, gedulde dich heim
über ein Stündlein
ist deine Kammer voll Sonne

Wie es aber in deutscher Sprache möglich ist, tiefste Empfindung zu gestalten in vollendetster Form, im schwierigen Versgewande der Terzine, dafür sind diese „Totenlieder“ ein Zeugnis. Doch dürfen sie auch nur darum als solches gelten, weil die souveräne Formkunst Heyse's den Gedanken an eine solche Schwierigkeit gar nicht aufkommen läßt. Es ist, als ob diesem Spätling der Renaissance die Terzine die selbstverständliche Sprachform sei, und so tritt das kunstvolle Gefäß vollkommen zurück hinter den herzerstreuenden Inhalt. Vielleicht eines der schönsten dieser Gedichte ist das folgende, dem Mariannen-Zyklus entstammende:

„Trag mir die Schale fort mit Walderdbeeren!
So schmerzlich süße Wilder weden sie,
Daß ich der Tränen kaum mich kann erwehren.
Sag nicht beim Nachtsich stets auf meinem Knie
Das liebe Kind, mit ungeduld'ger Bitte,
Was ich der Schmeichlerin den Keller lieb?
Und dann mit spitzen Fingern aus der Mitte
Die schönsten Beeren lehnend, immer zwei
Für sich erwählte sie, für mich die dritte.“

„Ost zweifelt' ich bei mir, was röter sei,
Die Waldfrucht oder meines Kindes Lippen!
Was süßer, wußt ich wohl. Das ist vorbei.“

Nie wirst du mehr aus meinem Glase nippen,
Nie mehr von einem Keller mit mir naschen,
Nie mehr Nachtsichchen, auf dem Schoß mir wippen.

Von meiner Zunge nicht hinwegzuwaschen
Ist dieser bittere Schmach. Die Süßigkeit
Der Welt wird mir im Mund zu Salz und Aschen.

Denn wenn einmal begann die Fröhlichkeit,
Zum Nachtsich schleicht ein kleiner Gast ins Zimmer
Und stellt sich leise bittend mir zur Seit!
Und Nacht umdunkelt jeden Freundschaftsinner.

Oder wie ergreifend ist in dem „Tagebuch“, das er seinem Söhnchen Wilfried widmet, und in dem die verschiedensten Versformen wechseln, jenes Gedicht „Auf der Heimfahrt“! Hier gedenkt er des Kinderzimmers, das immer von Sang erscholl, von Spielen erfüllt war, und in dem er Rast nach der Tageslast fand. Nun aber öffnet er seine Tür nicht mehr.

„Im Haus erklang ein Name
Von allen Lippen fort und fort,
Der hatte wunderjame
Gewalt, schier wie ein Zauberswort.
Auf jedem Mund
Ein Lächeln stund
Als ob's des Frühlings Name war;
Jetzt geht er stumm
Gespenstig um,
Und wer ihn auspricht, lacht nicht mehr.“

Diese beiden Proben mögen genügen, mögen den und jenen wieder einmal zu Heyse's Lyrik hinführen. Und dann wird der unboreingenommene Leser, so hoffe ich, empfinden, wie recht der Dichter hatte, wenn er selber einmal die Überzeugung aussprach, „daß die Klarheit der Tiefe und die vollendete Form der Wärme keinen Eintrag tun können“.

Die fünfzig Bücher des Jahres

Ein Vorschlag von Hanns Martin Eißler.

Mit wirklicher Freude hört man von der Gründung der „Deutschen Buchkunststiftung“ in Leipzig, die vom sächsischen Wirtschaftsministerium mit Hilfe des Reichsinnenministeriums, der Stadt Leipzig, des Vereins deutscher Buchkünstler als Auswirkung der internationalen Buchkunstausstellung von 1927 zu Leipzig ins Leben gerufen worden ist, um charakteristische Stücke nationaler wie fremder Buchkunst als grundlegendes Anschauungsmaterial für das Studium der Buchkunstbestrebungen in der Gegenwart zu erwerben, die Kenntnisse vom modernen Buch zu erweitern und die deutsche Buchkunst in wirksamer Weise zu fördern.

Wir sind nun um eine neue, wertvolle Stiftung für das Buch reicher. Wir begrüßen diese Stiftung, weil die heutige Zeit mit ihren an sich berechtigten, aber ebensooft übertriebenen Forderungen nach Verbilligung des Buches hinsichtlich der Buchausstattung nur zu sehr danach neigt, all jene Errungenschaften aus der Buchkunstbewegung seit Mitte der neunziger Jahre wieder aufzugeben, zum Grundsatz „Billig und Geschmackslos“ zurückzuführen. Man kann hier schon wieder schauerliche Beobachtungen auf dem Markt des billigen Buches machen. Insbesondere hat der amerikanische Einfluß auf unser gesamtes Nachkriegsleben auch hier die Rückkehr von

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Neues von der Galle

Das Sprichwort „Mir läuft die Galle über“, scheint nach den neuesten Untersuchungen von Prof. Dr. Wittower, Berlin, absolut keine Berechtigung zu haben, denn gewöhnlich wird es so gebraucht, als ob häufiger Ärger oder sogar jeder Anlaß, der Ärger erregen könnte, einen schnelleren und reichlicheren Gallenfluß herbeiführt. Wittower hat nun durch Einlegen einer sogenannten Duodenal-Sonde, eines dünnen Schlauches, der bis in die Gegend der Einmündungsstelle des Gallenganges in den Darm reicht, die Gallensekretion bei verschiedenen psychischen Affekten untersucht und dabei festgestellt, daß bei Trauer, Freude und Angst die Galle reichlicher absondert wird, daß aber bei Ärger eine Hemmung oder sogar eine Aufhebung der Gallensekretion eintritt. Wahrscheinlich beruht diese Tatsache nicht auf einer vermehrten oder verminderten Gallenerzeugung, sondern auf einem Kontraktionszustand der Gallenwege, der je nach Art dieses Zustandes — zusammengezogen oder erschlafft — einen stärkeren Gallenfluß, im anderen Falle einer Hemmung der Sekretion, gleichkommt. Ganz geklärt sind diese Verhältnisse jedoch nicht, wie ja das ganze Gebiet der phy-

siologischen Erregung und deren Einfluß auf bestimmte Vorgänge in unserem Körper noch verhältnismäßig dunkel ist. Interessant ist aber immerhin, daß der Volksaberglaube, wonach Kummer, seelische Erschütterungen, Ärger, mit Erkrankungen an der Galle zusammenhängen, wieder einmal recht hat.

Feuerbekämpfung durch Kohlenäureschnee

Zahraufendelang war das Wasser das einzige bekannte wirksame Feuerlöschmittel. Erst in jüngster Zeit ist das anders geworden. Es zeigte sich nämlich, daß die Lösungskraft des Wassers für manche Brände, die im Gefolge der modernen technischen Entwicklung hin und wieder auftreten, einfach nicht ausreicht. Das gilt vor allem für Flüssigkeitsbrände (Öl, Benzin, Petroleum usw.), zu deren Löschung das Wasser schon aus dem Grunde ungeeignet ist, weil es infolge seines höheren spezifischen Gewichtes unterfließt und dadurch oft mehr Schaden als Nutzen anrichtet. So entstanden die modernen Hochleistungsfeuerlöcher, wie die Trocken- und Schaumfeuerlöcher, zu denen in allerletzter Zeit noch der Kohlenäureschnee-Feuerlöcher getreten ist.

Das Prinzip dieses Feuerlöschers besteht darin, daß Kohlenäure in fester, schneeartiger Form unter Druck auf die Brandstelle geschleudert wird, und sie innerhalb von Sekunden vom Luftstauerstoff abschneidet, wodurch die

Flammen schlagartig zum Erlöschen kommen. Die Erzeugung des Kohlenäureschnees geschieht dadurch, daß man flüssige Kohlenäure, die hochkomprimiert in den bekannten Stahlflaschen aufgespeichert ist, sich plötzlich entspannen läßt, wobei sie sich so stark abkühlt, daß sie zu einer festen schneeartigen Masse erstarrt, die durch ein Ausstoßrohr unter dem Druck des nachströmenden Gases auf die Brandstelle geschleudert wird. Allein schon die niedrige Temperatur des Kohlenäureschnees (etwa minus 80 Grad Celsius) genügt in vielen Fällen, um das Feuer augenblicklich abzulöschen. Bei der dann eintretenden Verdampfung des Schnees entwickelt sich zunächst ein schwerer Kohlenäurenebel, der zuverlässig jedes Wiederauffladern der Flammen verhindert, und erst allmählich in den gasförmigen Zustand übergeht.

Versuche haben ergeben, daß man mit vier Kilogramm flüssiger Kohlenäure zirka 1 1/4 Kilogramm Schnee erzeugen kann, durch den sich bereits ein recht erhebliches Feuer ablöschen läßt. Besonders bewährt hat sich das neue Verfahren zur Bekämpfung der bei Autos, Motorbooten, Flugzeugen und dergleichen manchmal auftretenden „Vergaserbränden“, deren Löschung durch die bisherigen Lösungsverfahren häufig mit Schwierigkeiten verbunden war. Bei Anwendung des Kohlenäureschneeverfahrens genügt bereits ein kleiner Apparat, im Gesamtgewicht von etwa drei Kilogramm, um den Brand augenblicklich zu ersticken.

Rißsch und Scheußlichkeiten unerhört gefördert. Beispiele brauche ich wohl nicht aufzuführen: jedes Schaufenster der Buchhändler quält geschmackverstandige Augen leider gezwungenermaßen mit genug Häßlichkeiten in Umschlägen und Einbänden! Dies Sinken des ästhetischen Niveaus der Buchausstattung trifft man aber nicht nur beim billigen Buch, sondern auch bei Werken mit den höchsten Preisen, die von der Urproduktion verlangt werden müssen. Es wäre also von der deutschen Buchkunststiftung in erster Linie zu verlangen, daß sie auch hier in das praktische Buchleben eingreift und Einfluß auf die Ausstattung neu erscheinender Bücher zu nehmen sucht.

Man kann sich nämlich, nach der bisherigen Verlautbarung über die neue Stiftung, nicht der Befürchtung entziehen, daß wir hier ein neues akademisches Institut erhalten! Ist dies der Fall, dann werden sich wieder nur einige Fachleute um dessen Arbeit kümmern, dazu einige Schüler der Leipziger Buchgewerbeschule, der Kunstgewerbeschulen, der Buchbindereien, Druckereien und Verlage, nicht also, worauf es gerade ankommt, das Publikum! Wohin man in Deutschland heute auch schaut, überall stellen wir einen Rückgang jener edlen Buchfreundschaft fest, die bereit ist, für ein inhaltlich wie in der Ausstattung wertvolles Buch Opfer zu bringen. Die Wahnsynthese vom „billigen“ Buch hat auch hier Kulturzerstörend gewirkt. Gewiß, das billige Buch hat sein gutes, kulturelles Lebensrecht: das soll ihm nicht bestritten werden. Das Lebensrecht darf aber nicht zu einem Terror der Billigkeit für das Buch überhaupt ausarten und dazu führen, daß jede Qualitätsproduktion — inhaltlich wie in der Ausstattung — zur Unmöglichkeit wird.

Wir sind dieser Gefahr bedenklich nahgerückt. Auf der einen Seite produzieren wir Bücher in Massenaufgaben mit außerordentlicher Billigkeit. Die Billigkeit zwingt zu Massenaufgaben, die Massenaufgabe ist nur möglich bei Büchern bestimmten, den Massen zugänglichen Inhaltes. Auf der anderen Seite produzieren wir Bücher von außerordentlicher Kostbarkeit: Bücher, die in Inhalt und Ausstattung nur für 100, 200, 300 Menschen bestimmt werden, dann zwei, drei, vierhundert, ja tausend Reichsmark und mehr kosten! Was heutzutage aber immer mehr zur Existenz, zur Produktionsunfähigkeit verurteilt wird, ist das mittlere Buch, das für 1000 bis 3000 Menschen bestimmt ist, eben für jene Leser und Kenner, die als führende Schicht der Gebildeten, ohne besonderen finanziellen Eigenbesitz, die innere kulturelle Pflicht haben, das werdende, das schöpferische geistige Leben zu pflegen, vorwärtszubringen, zu studieren. Wir geraten in Gefahr, auf der einen Seite durch die Billigkeit zum Massenlied des geistigen Lebens, auf der anderen Seite zum Enobisimus des nur materiell berechtigten Buchlebens zu kommen.

Hier winkt der deutschen Buchkunststiftung eben so sehr eine Aufgabe wie der gesamten, am wertvollen Buch interessierten Öffentlichkeit. Die Aufgabe lautet: Schafft wieder eine gesunde, wirtschaftlich wie ästhetisch gesunde Norm für das Buch, das weder in Massenaufgaben noch in kostbarster bibliophiler Seltenheit hergestellt werden kann. Stellt Untersuchungen darüber an, woran das in der Urproduktion, das heißt vom Manuskript des Autors an hergestellte, nur in einer Erstausgabe von 1000 bis 3000 Stück mögliche Buch, das von jeher die Grundlage eines gesunden Buchlebens und damit geistigen Lebens gewesen ist, heute wirtschaftlich und ästhetisch krankt. Publiziert die Ergebnisse dieser Untersuchungen in der breitesten Öffentlichkeit und macht Vorschläge zur Behebung der Krankheiten des Buchmarktes.

Ich denke mir die Arbeit in dieser Weise: Die Buchkunststiftung und die Kreise, die mit ihr arbeiten sollten, also vor allem die Deutsche Büchererei, der Hörverein, der Deutsche Buchhändler, der Deutsche Verlegerverein, der

Reichsverband des deutschen Schrifttums, die Volkshilfsvereine greifen aus der Jahresproduktion des deutschen Buchmarktes jährlich fünfzig Bücher heraus und untersuchen ihre Produktionsbedingungen und ihre Ausstattung, ihren geistigen und wirtschaftlichen Wert genauestens. Die Untersuchung der fünfzig Bücher, die in den ersten Jahren für ihre Produktionsgebiete etwas Typisches haben müssen, wird dann zusammen mit den Büchern auf einer durch das ganze Reich wandernden Ausstellung gleichzeitig mit der notwendigen Presse und Vortragsarbeit, beginnend vom Tag des Buches (22. März) an den breitesten Publikumskreisen zugänglich gemacht! Aus zweierlei Gründen: Damit das Publikum die Notwendigkeit verschiedener Buchpreise bei den verschiedenen Auflagen, Ausstattungsarten, Verwertbarkeit der fünfzig Beispielbücher kennen, wissen lerne, und damit das Publikum wieder Freude am inhaltlich wie in der Ausstattung qualitätsreichen Buche gewinne!

Auf diese Weise würde nicht nur akademisch, sondern auch praktische Aufklärungs-, Erziehungsarbeit geleistet. Es würde dann das geschehen, was Amerika seit 1923 schon ausführt. In den Vereinigten Staaten von Amerika stellt das Amerikanische Institut der Graphischen Künste jährlich die fünfzig typographisch besten Bücher des Jahres aus, um mit dieser Darbietung die fünfzig Ausstattungsarten des amerikanischen Massenbuches zu befechtigen. Mit bestem Erfolge! Immer stärker erkennt auch der amerikanische Bücherfreund und Buchkäufer, daß ein Buch ein Werk der Schönheit in Inhalt wie Ausstattung sein muß. Immer mehr erkennt die amerikanische Öffentlichkeit, daß gerade das inhaltlich wie äußerlich einwandfreie Buch das beste Mittel im Kampf gegen Schmutz, Schund, Unbildung ist. England und Holland haben die Ausstellung der „Fifty Books“ bereits mit wirksamem Erfolge nachgemacht.

Es besteht kein Grund, daß Deutschland hier Amerikas Beispiele nicht befolge, zumal da es Amerikas Beispiel im Rißsch schon allzusehr befolgt hat. Deutschland braucht aber bei der heutigen Lage seines Buchmarktes, bei der gegenwärtigen Unklarheit der Anschauungen unter den Bücherfreunden über Bücherpreise, vertriebsweise, ausstattungen usw., nicht nur bei der ästhetischen Prüfung des Buchlebens und Buchdrucks stehenzu bleiben, sondern muß an das Ästhetische das unbedingt damit zusammenhängende Wirtschaftliche knüpfen; es muß zur dringlichen Schönheit die Schönheit unbedingt wirtschaftlicher Ehrlichkeit hinzufügen: Dann wird seine „Fünfzig Bücher des Jahres“ Arbeit, Untersuchung und Ausstellung sein. Immer mehr erkennt die amerikanische Öffentlichkeit, daß gerade das inhaltlich wie äußerlich einwandfreie Buch das beste Mittel im Kampf gegen Schmutz, Schund, Unbildung ist. England und Holland haben die Ausstellung der „Fifty Books“ bereits mit wirksamem Erfolge nachgemacht.

Es besteht kein Grund, daß Deutschland hier Amerikas Beispiele nicht befolge, zumal da es Amerikas Beispiel im Rißsch schon allzusehr befolgt hat. Deutschland braucht aber bei der heutigen Lage seines Buchmarktes, bei der gegenwärtigen Unklarheit der Anschauungen unter den Bücherfreunden über Bücherpreise, vertriebsweise, ausstattungen usw., nicht nur bei der ästhetischen Prüfung des Buchlebens und Buchdrucks stehenzu bleiben, sondern muß an das Ästhetische das unbedingt damit zusammenhängende Wirtschaftliche knüpfen; es muß zur dringlichen Schönheit die Schönheit unbedingt wirtschaftlicher Ehrlichkeit hinzufügen: Dann wird seine „Fünfzig Bücher des Jahres“ Arbeit, Untersuchung und Ausstellung sein. Immer mehr erkennt die amerikanische Öffentlichkeit, daß gerade das inhaltlich wie äußerlich einwandfreie Buch das beste Mittel im Kampf gegen Schmutz, Schund, Unbildung ist. England und Holland haben die Ausstellung der „Fifty Books“ bereits mit wirksamem Erfolge nachgemacht.

Darum schlage ich vor: Die deutsche Buchkunststiftung ergreife die Initiative, beschleße als ihre erste große Tat zum diesjährigen Buchtag am 22. März die Fünfzig-Bücher-Untersuchung und -ausstellung in der von mir skizzierten Richtung und erlasse die erste derartige Ausstellung am Buchtag des Jahres 1931.

Weder der Buchkunststiftung könnte, außerdem jede literarische Gesellschaft zusammen mit dem buchhändlerischen Ortsverein eine gleiche Ausstellung der „Fünfzig Bücher des Jahres“ auf der reinen Qualitätsgrundlage an jedem Buchtag veranstalten, damit auch jeder Heimatbezirk kulturell gerecht aktiviert und vermittelt wird!

Von der Kleidung der Männer und Frauen

Früher bedauerten wir Männer, sofern wir nämlich uns überhaupt darüber Gedanken machten, die Frauen in ihrer Kleidung, in ihrem Korsett, das sie einzwängte, in dem langen schleppenden Rock, der ihre Beweglichkeit hemmte, in dem durch

Stangen gehaltenen und die Haut eindrückenden Halsstragen. Und heute? Heute bedauert wie uns und beneidet die Frauen in ihrer leichten, lockeren, luftdurchlässigen Kleidung.

Seit 100 Jahren hat sich die männliche, gesundenmäßig so widerwärtige Kleidung nicht geändert, die uns nur deshalb nicht so ungesund vorkommt, wie sie ist, weil wir uns daran gewöhnt haben und eine andere nicht kennen. Die Frauenmode, die ewig wechselnde, mag manches mit sich bringen, das ungesund, unbehaglich, ja manchmal unsinnig ist: der Wechsel aber hat den Vorteil, das Häßliche, Unhygienische, Unsinnige nicht dauernd beizubehalten und doch endlich, wie es jetzt geschieht ist, bewußt oder unbewußt, Gutes und Brauchbares an die Stelle des Mangelhaften zu setzen. Wir Männer aber sind konservativ, vom Althergebrachten nicht zu trennen, deshalb haben wir, obwohl die Welt sich inzwischen erheblich geändert hat, die gleiche Kleidung, die unsere Vorfahren vor 100 Jahren trugen.

Gewiß, die heutige Frauenkleidung ist nicht in allem das Ideal, berücksichtigt nicht überall die Gesetze der Ästhetik und Hygiene; im Vergleich mit der Männerkleidung aber ist sie, im Sommer wie im Winter, trotz mancher Übertreibungen ein unerreichtes Vorbild. Die Stoffe sind leicht und dünn, Luft und Licht bringen durch sie durch, lose liegen sie dem Körper an, der Hals ist frei, die gegebene Kleidung für den Sommer. Und für den Winter? Auch für den Winter. Im geschützten Raum genügt sie; beim Übergang in die Kälte, auf die Straße kommen wollene Jaden, dicke Mäntel, Pelze drüber. So ist's richtig. Der Mann? Zum Schutz gegen die Kälte wählt er dickere Stoffe für seine Kleidung, deunter zieht er wolle dicke Unterwäsche an für — das geheizte Zimmer. Die Frau schützt sich über ihrem Kleid, der Mann unter dem Kleid. Die Frau legt die warme, für die Kälte bestimmte Oberkleidung im warmen Raum ab, der Mann kann es nicht. Die Frau wird abgehärtet, beim Mann kommt es unter seinen vielen warmen Hüllen zu Wärmefangungen, kein Wunder, daß er sich leicht erkältet, wenn er dann in niedrigere Temperaturen kommt.

Die männliche Gesellschaftskleidung, mit der steifen Hemdbrust, dem harten engenden Stragen, alles bedeckend, keine Luftzirkulation gestattend, in überheizten Räumen, bei oft zu reichlichem Essen und körperlicher Anstrengung (Tanz) ist alles, nur nicht zweckentsprechend, nur nicht hygienisch, nur nicht angenehm für den Träger, der darunter schwitzt, und sie ist nicht einmal schön.

Und im Sommer ist's noch ärger. Man trägt wohl weiche Oberhemden und weiche Stragen, welche letztere in der Hitze selten erheblichen Vorteil vor den steifen bieten, wenn sie der Haut sich anschmiegen, Atmung und die Bewegung des Halses kaum weniger hemmen. Die Stoffe der Kleidung nur wenig dünner als im Winter, luftundurchlässig, feucht, Staubfänger, alles einschließend vom Hals bis zum Fuß.

Die Frau hat vom Sport aus, von ihrer Berufstätigkeit her zu einer im wesentlichen einwandfreien Kleidung sich durchgerungen. Am Manne ist der Sport nutzlos vorübergegangen. Beim Sport selbst, gewiß, trägt man leichte, angepaßte Kleidung; aber dann, wenn man unter Menschen geht, Weste drüber, Jacke drüber, Stragen um (mit der Arbeiter darf es sich gestalten, fragenlos einherzugehen), fertig ist der Anzug.

Ich beneide Euch Frauen. Eure Stöckelschuhe sind zwar noch nicht das Nichtigste, auch wenn sie zweifellos grotesken Fuß machen. Aber alles ist Gewohnheit; auch im niedrigen Absatz würden wir Euch — annehmbar finden. Für den Winter habt Ihr Euch ja zu überschulen aufgeschwungen, die mögen sie auch selten schön sein (ich denke immer, wenn ich die hohen Stulpschuhe sehe, an das Bild vom gestiefelten Rater), doch ausreichend vor der Kälte schützen. Ihr tragt auch im Winter wollene Strümpfe oder doch wollene Unterstrümpfe, Ihr werdet auch eines Tages zu vernunftgemäßen Schuhen kommen. Bei Euch ist Hoffnung. Aber bei den Männern ist — Hoffnungslosigkeit. Hier herrscht der Grundsatz: nur keine Änderung, nur nicht den Rahmen des Allgewohnten sprengen, die Welt könnte einstürzen. Und diese Tracht drängen wir auch noch den orientalischen Völkern auf, die meist viel gesünder leben und schöner gekleidet sind, und die Orientalen greifen danach, weil sie glauben, zur europäischen Zivilisation gehöre die europäische Tracht.

Ich habe wenig Hoffnung auf Besserung. Ich glaube nicht, daß man uns Männer in absehbarer Zeit vom Stragen befreit, dünnere Stoffe für den Sommer uns schaffen, dies oder jenes ganz überflüssige Kleidungsstück uns nehmen wird. Nicht einmal die Strampfhose, die wir Ärzte so verpönnen und deren die Frauen sich entwidmet haben, werden bei uns die Aufgabe, die Haut des Unterschenkels einzuengen und den Blutlauf zu stören, aufgeben. Womit sollen wir denn die Strümpfe befestigen? Und was sollen wir denn tragen? Schwierige Fragen tauchen auf. Rätsel über Rätsel.

Professor Friedberger der sich mit diesen Fragen wiederholt beschäftigte und der heutigen Frauenkleidung ein hohes Loblied singt, hat wohl wissenschaftlich das Unhygienische der Männerkleidung festgestellt, hat gezeigt, wie wenig Luft und Licht durch die dicken Kleidungsstücke des Mannes dringen, hat bewiesen, daß die Männerkleidung mit ihren 6 bis 7 Kilogramm Gewicht unnötig schwer ist; aber wie dem abzuhelfen sei, die Therapie gegen das Übel, hat er nicht angeben können.

Ist eine Therapie möglich? Woher kann sie und soll sie kommen? Die großen Modefirmen der Herrenkleidungsbranche sollten sich einmal zusammenschließen, sollten Kreise ausbilden, für eine neue Herrenkleidung, sollen Schauspieler als diejenige Kategorie von Menschen, die von der Bühne her am ersten vielleicht eine neue Kleidung „hoffähig“ machen könnten, gewinnen, auf daß sie zeigen, wie unsinnig die heutige Kleidung ist, und wie man auch in hygienisch einwandfreier Tracht unter Befestigung der wesentlichen Mängel gut, vielleicht sogar besser aussehen kann. Dr. M. M.

Karlsruher Konzerte

Seit einem russischen Abend Schulze-Dornbusch, an den das VII. Sinfoniekonzert des Bad. Landestheaterorchesters

lebhaft erinnerte, haben wir hier recht selten slawische Musik und sicherlich nie wieder in so authentischer Interpretation gehört wie jetzt unter **Isaac Dobrowen**, dem Gastdirigenten aus östlicher, ja halbasiatischer Erde. Gewiß, auch bei uns gibt es Vollblutkünstler, die z. B. **Schostakowitschs** fünfte Sinfonie, das instrumentale Prachtstück und orchestrale Hauptwerk des Programms, dank ihres intensiven Gestaltungsbemügens fesseln und mit innerer Spannkraft auslegen. Aber wenn man ihnen auch gerne bezeugt, daß sie nach dieser Richtung in vollem Umfang die Gedächtnisarbeit **Arthur Nikischs** angeht haben — nicht zwar in dem Sinne, als ob der einmalige Nikisch sich heute nun einfach kopieren ließe, jedoch so, daß uns durch ihn erst die innere und äußere Wertbarkeit dieser bald westlich sentimental, bald östlich ungefügen Musik ganz aufgegangen ist —, es scheint trotzdem sich gegenwärtig eine völlig andere Auffassung anzubahnen, eben diejenige, die uns Dobrowen vermittelt. Um es kurz anzudeuten, was ich damit meine, möchte ich ungefähr sagen: Weit weniger Pariser Salon als bisher, dafür um so betonteres Moskiewertum. Niemals war das letzte Ende wohl Absicht der Nikischs Darlegung nämlich, schon weil diesem eleganten Stadtführer solche von asiatischem Kraftüberschuss strotzende Wiedergabe überhaupt widerstrebt, wahrscheinlich hätte er aber zu seiner Zeit gar nicht seine bekannt großen Erfolge damit in aller Welt erringen können, wenn er nicht die oftmals lauten und rohen Töne in effektvolle, brillant zugeführte Komposition verwandelt, wenn er deren exotische Reize nicht auch rhythmisch stark gedämpft hätte, anstatt sie in elementarer Majerei aufzulegen zu lassen. Jedenfalls der Aspekt, den gerade Dobrowens Vorführung bot, war alles andere als das gewohnheitsgemäße Vorbild eines beliebigen Massenblindens, er war konzentriertes, ruhiges, schlicht mit der dort typischen wehmütig-melancholischen Weltabstimmung wie mit seinen unheimlich aufsteigenden klanglichen Visionen, deren Stampfen und Dröhnen oft so erschreckend von barbarischem Volkstum genährt und von müdesten Leidenhaftigkeit gespeist schien. Auffallend, welche Seelenverwandtschaft man trotz epochaler Distanz da plötzlich

zwischen dem **Arcifren** und **Strawinsky** entdeckte, dessen „Feuerboge“ Suite als Erstaufführung den Abend bedeutsam einleitete. Auch hier dieselbe einheitliche Atmosphäre, insofern garte Blüten einer behaltenden, fast möchte man sagen unperipetischen, Lyrik und dämonisch entsetzliche Rhythmen organisch sich bedingen, insofern raffinierte Feinheiten der Orchesterpraxis sich plötzlich in eine Robustheit von echt slawischem Impetus auflösen. Das Publikum, erkaunt, in sich ein Bild die russische Heimatdeute mit ihren weiten Steppen zu hören und im Geiste darüber hinaus von russischer Weise, von russischem Lied und Tanz wirklich Essentielles zu erfahren, lobte dem Dirigenten mit stürmischem Beifall und ließ an seiner Begeisterung, die nur langsam abklang, auch gerne unsere Staatskapelle teilnehmen, die an diesem Abend an Präzision und Diszipliniertheit Hervorragendes vollbrachte.

Als Konzertgeberin ist

Selen Sigrid Rothermel

hier nicht unbekannt; man denkt an sie, die gegenwärtig an der Dresdener Staatsoper wirkt, aber auch gern zurück bezüglich ihrer Tätigkeit an unserer Landesbühne, wo sie freilich nur in kleiner, der damaligen Volontärin zugehörigen Rollen hervortrat. Ihr jetziger Ariens- und Lieberabend zeigte wieder vornehmlich Kunstempfinden und echte Musikalität und erreichte vor allem in Schumanns „Frauenliebe und Leben“ einen gewissen Höhepunkt. Einleitend waren diesem dufferen Zyklus zwei leichtere italienische Arien (Marcella und Gluck) vorausgegangen, nachfolgend als Erstaufführungen vier Gesänge Kurt Zeiglers, musikalisch ziemlich harmlose und auch inhaltlich recht unbedeutende Schöpfungen eines sächsischen Kapellmeisters. Die Sängerin absolvierte dieses ein bißel knappe Programm mit jener Geschäftsmäßigkeit, die eine gebiegene gesangspädagogische Anleitung — sie begann als Schülerin Paula Webers — jederzeit zu entwickeln imstande ist. Allerdings waren einige Eigentümlichkeiten des Organs nicht zu überhören; vorab besteht bei manchen Konsonanten und ganzen Sätzen die Gefahr großer Undeutlichkeit, worunter natürlich ein sonst noch so sympathischer Vortrag erheblich leidet. Dem um solche Zugaben verlängerten Konzert spendete Generalmusikdirektor **Josef Kreis** seine gediegene Begleitung. d. Sch.